

Journal des Denkens

Von Alexander Peer

Der österreichische Autor Alexander Widner betreibt Sentenzen-Schmiederei – und federt seinen Kulturpessimismus ironisch ab.



Sprüche-Schmied: Alexander Widner. Foto: Marko Lipus

Die Form des Aphorismus ist seit Nietzsche eine Disziplin, in der sich ein Schreibender mitunter eine üble Nachrede anhören muss. Natürlich: Vergleiche sind gewiss ebenfalls ein Übel. Knappe, konzise Sprüche erzeugen Wichtigkeit, und oft ist bei entsprechender Konditionierung nur noch heiße Luft vorhanden, die aus den so gestalteten Sätzen austritt. Pathos pur ohne Sinngehalt beziehungsweise mit wenig mehr als Gemeinplätzen.

Alexander Widner hat – wie schon in früheren Büchern – für seinen im Wieser Verlag erschienenen Band „Gravesend“ vor allem auf diese kurze Form vertraut. Auch wenn die Sentenzen in der Regel länger als ein Satz sind, zielen sie doch auf Welthaltigkeit. Das ist zwar ein furchtbar wichtigtuerischer Begriff, aber er trifft den Kern der Aufzeichnungen. Damit dieses Unterfangen nicht schief geht, denn selbst (und gerade) bei Nietzsche finden sich – inmitten ganz herausragender Wortzeugnisse – zuweilen Banalitäten versteckt in weltmännischer Verkleidung, sind die verstreuten Bekenntnisse, Einsichten, Vorwürfe oder Aburteilungen mit ironischer Finesse oder über-

zeichnetem Ernst versehen und schaffen damit jenen Aufruhr, den der Aphorismus kraft seines Wesens schaffen soll. Wie um dies zu beweisen, findet sich etwa folgende Bemerkung: „Alles auf die Spitze zu treiben, fehlt die Courage. Es bis ins Letzte zu treiben, braucht es die schöne Unmoral von Kunst. Wenn sich keine Absicht dazuschlägt.“

Das Büchlein, das eine Art Sammlung der vergangenen vier Jahre darstellt, erschöpft sich nicht in der aphoristischen Kurzform, sondern weist viele Kurzprosaelemente auf. Der gemeinsame Duktus dieser Texte ist ein lapidarer Ton, der summa summarum vom Untergang der Kultur und damit der Welt erzählt. Thematisch fällt vieles hinein, eine lose Kette, ja nicht einmal eine solche, da ja die einzelnen Sentenzen nicht als Glieder zu verstehen sind. USA, immer wieder die USA und im speziellen New York, wo Widner viel Zeit verbracht und verbringt. Der Titel „Gravesend“ bezieht sich wohl auf eine der ursprünglichen sechs Städte, aus welchen Brooklyn entstand (es existiert auch ein Gravesend am Südufer der Themse) – bezieht jedoch auch durch die Doppeldeu-

tigkeit – graves end im Sinne von „Gruftende“ – programmatischen Charakter für den Band, der oft Letales umkreist und Existenzialismus schafft, zum Beispiel: „Der Sexus stirbt allmählich. Das Einzige von Geist im Glauben an den unendlichen Menschen.“

Dazu kommen Europa, Ästhetik, Politik und viele Bezüge zur Literaturgeschichte. Cioran – den Widner wiederholt gepriesen hat –, Montaigne oder auch, um einmal jenen einen Platz zu geben, den sie praktisch nie bekommen, ein paar Neosexpressionisten aus dem Berlin der 80er Jahre, ein Franz von Vyskocil zum Beispiel, fallen in diese Tradition des Textverständnisses und der Textproduktion oder Textreproduktion, sind doch einige Sätze Fortführungen, die anderswo schon zu lesen sind; wiewohl natürlich alles Schreiben ein Weiterschreiben ist.

Gelegentlich erweist sich der Autor als fundierter Misanthrop: „Warum soll irgendetwas weniger verlogen sein als ich? Nur Selbstmörder lügen nicht“, heißt es auf Seite 76. Zur ganzheitlichen Menschenverachtung gehört eben auch Selbstverachtung. Diese Radikalität verstörender Verengung schafft neue Perspektiven.

Das subversive Element, das dieser Form innewohnt, schafft somit ein Journal des Denkens. Auch ein Journal verschiedener Aufenthalte, Reisen.

Da ja der alte Topos vom Lesen und Leben als Reise gilt, hier ein passendes Zitat aus dem Buch für alle emsigen, also Schreibenden Reiseveranstalter: „Nach den meisten dicken Büchern gestehe ich mir: Für diese Reise hätte es nicht so viel Gepäck bedurft.“ In der Tat versucht Widner, ob aus eigener Ermüdung oder mit Rücksichtnahme auf Lesende, eine Reise ohne Ballast, Leseerlebnisse voller Zuspitzung. Dies gelingt im Wesentlichen. Schließlich kann man das Buch wie Fingerfood konsumieren: als solches darf es auch im Magen liegen bleiben und die Verdauungssäfte beschäftigen; ein Häppchen an der Straßenbahnhaltestelle, ein Häppchen im WC und wieder eines mit einer Zigarette im Freien, um die Gedanken zu zerstreuen oder sie zu bündeln.

Alexander Widner
Gravesend
Aphorismen. Wieser Verlag, Klagenfurt 2011, 127 Seiten, Euro 18,80.

Bücher in Kürze

Post-Scriptum

(ax) Als Anton Wais, geboren 1948 in Wien, 2009 als Generaldirektor der Österreichischen Post AG in die, wie er selbst sagt, „sogenannte Freiheit in der Pension“ trat, beschloss er, dass sein neuer Lebensabschnitt „bei mir kein Ruhestand werden sollte“. Statt sich aufs Faulbett zu legen, verlegte er sich aufs Schreiben. Das nun publizierte Resultat, gewissermaßen ein Post-Scriptum, gibt sich laut Klappentext als „eine köstliche Sammlung an Anekdoten, Skurrilitäten und Begebenheiten beinahe kafkaesken Ausmaßes“ aus, was jedoch stark übertrieben erscheint.

Das Büchlein beginnt mit einem Epilog, und das ist, wie sich im Verlauf der Lektüre zeigt, der beinahe köstlichste Einfall. Die von dem literarischen Pensionisten zusammengetragenen Reminiszenzen aus seinem Berufsleben kündigen ihren Charakter schon in schmackhaften Überschriften an: „Speck und Hammelaugen“, „Schorschis Lieblingsspeise“, „In vino veritas“. Außerdem steht am Ende jedes der 30 kurzen Kapitel eine „Conclusio“ mit einer verblüffenden Lebensweisheit, wie etwa „Was die Welt braucht, sind Vorbilder, nicht Nachbilder!“ oder „Gut gemeint ist meist nicht genug“. Des Rezensenten Conclusio: Die Anhebung des Pensionsantrittsalters hat was für sich.

Anton Wais
Die Bürokraten
Echomedia Buchverlag, Wien 2011, 141 Seiten, 19,80 Euro.



Cartoon: Pokornig

erlesen

Von Hermann Schlösser

Wissenschaft und Leidenschaft

Zu den Aufgaben der Literaturwissenschaft gehört es, historische Materialien vor dem Verschwinden zu schützen. Wie das geschehen kann, zeigt der schön gestaltete Band „Lesespuren – Spurenerlesen. Wie kommt die Handschrift ins Buch“, (hrsg. von Marcel Atze und Volker Kaukoreit, praesens-Verlag Wien 2011). Hier werden Randnotizen und Untertreibungen vorgestellt, die von verschiedenartigsten Lesern in Büchern hinterlassen wurden. Es gab Zeiten, da wurden derartige Zusätze als Verunstaltung angesehen. Der Band „Lesespuren“ zeigt jedoch, dass die Annotation eine sehr kreative Umgangsform mit Büchern ist, die allerdings den Übergang ins E-Book-Zeitalter wohl nicht überleben wird.

Eine andere Aufgabe der Literaturwissenschaft besteht darin, überlieferte Wissensstände immer wieder neu zu überprüfen. Dies unternimmt der umfangreiche Band „baustelle kultur. Diskurslagen in der österreichischen Literatur 1918 – 1933/38“ (hrsg. von Primus-

Heinz Kucher und Julia Bertschik, Aisthesis Verlag Bielefeld, 2011). Hier wird das geläufige Literaturgeschichten-Urteil, demzufolge die gesamte österreichische Literatur nach 1918 dem „habsburgischen Mythos“ gehorcht habe, einer überzeugenden Revision unterzogen: Zeit- und Gesellschaftskritik aus linker Perspektive, Offenheit für neue Medien und Technologien, Amerikabegeisterung, Interesse für Sport, Auseinandersetzung mit der Frauenemanzipation – kurz, all das, was man „Neue Sachlichkeit“ nennt und üblicherweise in der Kultur der Weimarer Republik verortet, wird hier auch für Österreich nachgewiesen. Damit trägt dieses Buch bedeutend zur Kenntnisvermehrung bei.

Ganz und gar nicht neusachlich war die achtzehnjährige Wienerin Erika Mitterer 1924 von Rilkes „Sonetten an Orpheus“ derartig ergriffen, dass sie dem Meister zwei eigene Gedichte als Dank schickte. Rilke revanchierte sich seinerseits mit einem Gedicht, und es entspann sich ein lyrischer Briefwechsel, der bis zu Rilkes Tod im Dezember 1926 andauerte. Die Germanistik hat sich

dieses Briefwechsels schon mehrmals angenommen, doch muss es ja nicht immer wissenschaftlich zugehen, wenn es um Literatur geht.

Deshalb ist es erfreulich, dass Auszüge aus dieser poetischen Korrespondenz in der Wiener Edition Doppelpunkt als CD erschienen sind („Erika Mitterer – Rainer Maria Rilke. Ballspiel mit Versen“). Marianne Nentwich und Peter Matić lesen die pathetischen Texte zurückhaltend, aber nicht gefühllos. Es ist deutlich zu hören, dass die junge Dichterin versuchte, den Ton des verehrten Meisters nachzuahmen, wobei sie sich auf den sprachlichen Höhen des Rilkeschen Spätstils sehr gut zu behaupten wusste.

Als die 1906 geborene Erika Mitterer im Jahr 2001 starb, konnte sie auf ein langes und reiches kreatives Leben zurückblicken. Der Dichterin Hertha Kräftner, geboren 1928, war dieses Glück nicht vergönnt. Sie starb 1951 durch Selbstmord – und das, obwohl sie als Autorin keineswegs erfolglos war. Die Frage, warum diese begabte, attraktive und gesellige junge Frau ihrem Leben so früh ein Ende setzen musste,

beschäftigt die Wiener Autorin Dine Petrik schon seit längerem. Nun hat sie ihre Forschungen in der Biographie „Hertha Kräftner. Die verfehlte Wirklichkeit“ (edition art science, St. Wolfgang 2011) zusammengefasst. Petrik zeichnet Hertha Kräftner als eine von Missbrauch und Misshandlung traumatisierte Frau, der es – trotz verzweifelter Bemühungen – nicht gelungen ist, die schwere psychische Belastung zu überwinden. Dine Petrik beschreibt dieses schwierige Leben der Dichterin mit jener engagierten inneren Anteilnahme, die sich der Identifikation verdankt.

Mit den Maßstäben der Literaturwissenschaft gemessen, ist dieser starke Eigenanteil ein Fehler. Aber Dine Petrik wollte ja keine wissenschaftliche Biographie schreiben, sondern eine literarische. Und warum auch nicht? Es gibt ja genügend Leser und Leserinnen, die sich der Literatur aus persönlicher Betroffenheit lieber überlassen als der affektkontrollierten und sachlich abgesicherten Wissenschaftsprosa.

Verschwunden

(villa) Der Spanier David Montea-gudo hat eine Art Fantasy-Thriller geschrieben. In „Ende“ treffen sich neun Freundinnen und Freunde mit Partnern nach 25 Jahren erstmals wieder. An einem Wochenende in den Bergen wollen sie Sterne gucken, wie früher, als sie jung waren und bevor sie Andrés, der so anders war als sie alle, etwas Schreckliches antaten. Sofort brechen alte Animositäten auf, und dann verschwindet einer nach dem anderen.

Ist das die Rache von Andrés, dem „Propheten“? Aber warum sind dann auch die Dörfer um sie herum menschenleer?

Tagelang irren die Freunde durch die unheimlich gewordene Bergwelt, dabei passiert wenig Überraschendes. Dann endet das Buch einfach, ohne dass man erfahren hat, was der Grund für das Verschwinden war und was mit den Verschwundenen geschehen ist. Ein seltsamer Roman.

David Montea-gudo
Ende
Roman. Aus dem Spanischen von Matthias Strobel. Rowohlt Verlag, Reinbek 2012, 348 Seiten, 19,95 Euro.